Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

97 (26.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Erstaufführung: **„Der 18. Oktober"**
Schauspiel von Walter Erich Schäfer
(Verlag Dieck & Co., Stuttgart)

Handlung: Ein preußischer Leutnant schleicht sich in der Nacht zum 18. Oktober 1813, mitten in der blutigen Völkerschlacht bei Leipzig, in das Lager der mit Napoleon verbündeten Rheinbundtruppen, um sie zum Ueberlaufen zu den Preußen zu verleiten. Er wird geschnappt. Den vom Standgericht zum Tod Verurteilten weigert sich die Mannschaft zu erschießen. Sie meutert und bringt den kommandierenden Offizier ums Leben. Der Oberst des Regiments, von dem die Soldaten den Befehl zum Ueberlaufen verlangen, gibt diesen Befehl, sühnt aber seine Tat durch sofortigen Freitod.

Seinem Gehalt nach steht das Stück im wesentlichen auf zwei Ideen, einer vaterländischen und einer sehr bedenklichen philosophischen. Die nationale Idee besagt historisch richtig, daß der Kampf gegen Napoleon eine richtige Volksbewegung war, und daß es dabei nicht nur um die Sicherung der wackelnden Thrönchen ging. In den Köpfen der besten Freiheitskämpfer lebten die Ideen der Männer wie Arndt, vom Stein, v. Gentz, Fichte, Schleiermacher, Körner. Diese Leute riefen nach einem neuen, geeinten Deutschland, was den Despoten damals schon als gellender Mißton in die Ohren klang. Immerhin stellt es eine Uebertreibung dar, wenn in dem Stück das Interesse Preußens an dem Kampf mit dem Interesse Deutschlands gleich gesetzt wird. „Wir marschieren für ein neues Deutschland". Das taten die Studenten und die andern Intellektuellen, in erster Linie aber kämpfte Preußen für sich und nicht für Deutschland, und gar für ein „neues" Deutschland. Das hat die Folgezeit peinlich genug bewiesen: Heilige Allianz, Metternich-Reaktion, Patriotenverfolgungen. Trotzdem: Wir gehen bei der vaterländischen Idee mit. Napoleon mußte hinaus. Aber es geht uns dabei wie immer, wenn wir den Nationalisten den kleinen Finger bieten. Man wird gewaltsam weiter gezerrt und sieht sich plötzlich vor Abgründe gestellt.

Die zweite Idee besagt nämlich: Der Fahneneid ist ein Dreck. Der preußische Leutnant Fabricius verrät jedenfalls eine sehr frivole Auffassung vom Eid. Schon der Umstand, daß er feindliche Soldaten zum Eidbruch zu verleiten sucht, macht diesen Jüngling wenig sympathisch. Er hätte uns besser gefallen an der Spitze seines Zuges im ehrlichen Kampf. Fabricius bleibt ohne Gefühl für den Gewissenskonflikt, in den er die feindlichen Soldaten stürzt. Mit Rücksicht auf das Vaterland hält er alles für erlaubt. Eine höhere sittliche Idee als die des Vaterlandes scheint er nicht zu kennen. Von solchem, etwas engstirnigen Nationalismus aus erfolgt dann bei Fabricius der übliche Kopfstand der Moral, den wir bei solchen überhitzten Fanatikern täglich beobachten können. Der Oberst, der seinen dem Landesherrn geschworenen Eid hält, ist ein Verräter. Fabricius spricht gegenüber dem Oberst frivol von dem „Eid, den Sie einem Fürstchen geschworen haben" und meint — diese höchst bezeichnende Stelle ist bei der hiesigen Aufführung gestrichen — an diesen gehaltenen Eid werde der Oberst einmal wie an ein Verbrechen zurückdenken. Also Eidestreue ein Verrat und ein Verbrechen!

Nun wünschen natürlich alle Zuschauer, daß diese Rheinbundtruppen zu den Preußen übergingen. Aber mit so wenig Skrupeln, wie das Fabricius ihnen zumutet, geht es nicht an. Es ist wegen der Konsequenzen. Da Bühnenvorgänge im allgemeinen typischen Wert besitzen, wäre eine so leichtfertige Mißachtung eines geschworenen Eides für heute, für unsere Reichswehrsoldaten, für die Beamten, ja für jeden Staatsbürger, der den Treueid leistet, mit gewissen, der Regierung sicherlich unangenehmen Folgen verknüpft.

Wir wissen, daß die Philosophen über sog. promissorische Eide mild denken, aber es ist verwerflich, dem durch einen freiwillig geleisteten Eid gebundenen Gewissen, einfach das „Herz" als höhere Instanz gegenüberzustellen. Denn um freiwillige Soldaten handelt es sich bei diesen Rheinlandtruppen, wie ausdrücklich gesagt wird. Gezwungen hat sie niemand zum Dienst unter der Fahne. Wo kommen wir hin, wenn wir jedem Soldaten freistellen, ob er die beschworene Pflicht halten oder brechen wolle? Dieses Klügeln am Eid lehnen wir ab, es mag nationalistischen Anschauungen entsprechen, aber uns ist es zu — undeutsch. Denn wir lesen bei Karl Lamprecht, daß gerade die Eidestreue eine „spezifisch nordische Auffassung" ist.

Klügeln wollten die beiden Leutnants im Leipziger Reichswehrprozeß auch. Klügeln wollen alle die Legalitätsschwörer, die staatsfeindlichen Beamten, die auf die Republik schwören. Sie werden um eine geschickte Wendung nicht verlegen sein, wenn der Eid ihnen unbequem wird. Da konstruiert man eine „Zwangslage" oder so etwas. „Diesem System schwören wir jeden Eid, den es von uns verlangt", prahlte einmal ein nationalistischer Wortführer. Wo führt diese frivole Auffassung hin? Ins Chaos, denn Untreue schlägt bekanntlich den eigenen Herrn. Gerade diese sogenannten „nationalen" Fanatiker, die einen der Republik geleisteten Eid auf die leichte Achsel nehmen, tun sehr empört, wenn ihnen selber ein Eid gebrochen wird. „Verräter verfallen der Feme" heißt es dann, und die Uebeltäter werden „umgelegt". Man urteilt sehr streng über Meineide Andersgesinnter. Erst in diesen Tagen kam in Offenburg ein Fall zur Verhandlung, wo dem Reichskanzler von nationalistischer Seite Meineid vorgeworfen wurde. Und die Sozialdemokratie ist in den Augen dieser zwiespältigen Ethiker, dieser Verfechter einer doppelten Moral, seit 1918 überhaupt nichts als eine Horde von Meineidigen. Woher auf einmal diese Empfindsamkeit für die Heiligkeit des Eides, wenn man bei andern Gelegenheiten so lasziv darüber denkt? Wollen wir im Interesse Deutschlands uns nicht wieder auf den Grundsatz besinnen, daß ein Eid ein Eid, und daß der Eidbrecher ein Lump ist?

Nun, der Oberst Bauer sühnt seine Pflichtverletzung durch den Tod. Aber seine Soldaten gehen über und berufen sich dabei auf den Befehl des Obersten. Das ist keine stichhaltige philosophische Begründung. Die Moralphilosophie (Siehe z. B. Theodor Lipps, „Die ethischen Grundfragen".) erlaubt nämlich nicht, daß man „seine Verantwortung auf den Befehlenden übertrage". Das muß jeder einzelne schon mit sich selber und mit seinem Gott ausmachen. Diese Rheinbundsöldner, die ihre Gewissensbedenken hinter den Befehl des Obersten flüchten, sind jämmerliche Schisser, aber keine Männer.

Es gibt Zuschauer, namentlich in Bürgerkreisen, die mit den ästhetischen Vorzügen eines Stückes die gröbsten moralischen Mängel hinunterschlucken. Das ist die rein künstlerische Einstellung. L'art pour l'art. Unsereiner fragt auch nach der Gesinnung des Werkes, und hier müssen wir starke Vorbehalte machen. Herr Dr. Waag hat als Regisseur die Bedenklichkeiten etwas retouchiert, zum Teil gestrichen, so daß mehr die vaterländische Note zum Vorschein kam. Dieses Vorgehen brachte einen rechten Erfolg zustande. Von den gut gezeichneten Figuren nennen wir den kernhaften, rechtssinnigen Oberst Baumbachs, v. d. Trends leichtbeschwingten General Delarède, Ernsts etwas zu weichen Leutnant Fabricius, Mehners farbenreichen Muskoten Schlagenhauff. Ein Stück ohne Frauen. Schade! Ein bißchen vom Geist unentwegter Wahrheit und Treue der Goetheschen Iphigenie hätte das Stück auf eine höhere Stufe heben können. Denn seine Gesamtgesinnung wird nicht durch den sich selbst richtenden Obersten bestimmt, sondern durch den all zu unbedenklichen Leutnant Fabricius, welcher der Endsieger ist.

M.

Karlsruher Liederkranz

90. Stiftungsfest

Wer in der Chronik der Stadt Karlsruhe blättert, stößt von Zeit zu Zeit auf den Männergesangverein Liederkranz. Er führte von jeher ein Doppelleben. Nicht des Gesanges wegen allein fanden sich Bürger und Beamte, biedere Handwerksmeister und Künstler unter seiner Fahne zusammen, sondern auch die Geselligkeit, eine zeitlang sogar die Politik, war eine Anziehungskraft. Die etwas trocken durchgeführte Vereinschronik hätte auf die Zellenbildung der Bürgervereins im Jahre 48 eingehen sollen, auf die Revoluzzerzeit, auf die Stabelschen Karikaturen, die polizeilich eingezogen wurden, wie auch die Eccardschen Reime „Der Kartätschenprinz". Der Bürgerverein war gleichsam das Gegengewicht zur steifen, mit einem Stacheldraht umbegten Museumsgesellschaft, die nur Adlige, Offiziere und hohe Beamte aufnahm. Heute steht nun der Liederkranz auf 90 Lebensjahre zurück, und wenn die Zeiten nicht gar zu stürmisch werden, wird er wohl das Glück haben den Ring eines Jahrhunderts schließen zu dürfen. Seinem gediegenen Fundament, seiner haushälterischen Verwaltung nach zu schließen, übersteht er wohl die Nöte der Zeit. Die Humorzelle, die in seiner Mitte kräftig weiterkeimt, wird ihm den nötigen Auftrieb geben und die Sorgen, die auch ihm, wie jedem andern Gesangverein, nicht erspart bleiben, leichter tragen helfen.

Zu dem Festkonzert waren in der Festhalle die zahlreichen Freunde des Liederkranzes erschienen. Die mit goldenen Medaillen und silbernen Lorbeerkränzen reich geschmückte Vereinsfahne, die von manchen Wettstreiten zu erzählen weiß, zierte das Podium, auf dem eine stattliche Sängerschar Platz genommen hatte. Es war ein Vorkriegsbild, das man da zu sehen bekam. Der Frack, die schön sorgfältig gebügelte weiße Hemdenbrust, die womöglich von zarter Hand gebundene weiße Krawatte, die etwas zu lang gewordene schwarze Hose, war der vorgeschriebene Festkonzertanzug. Es war ein etwas altmodisches Bild, das Erinnerungen erweckte und in das sich der erste Teil des pietätvoll gehaltenen Programmes sehr gut einfügte. In sinniger Weise hat der frühere Chormeister des Liederkranzes, Heinrich Cassimir, dem Verein zu seinem Ehrentag einen Männerchor gewidmet, ebenso didizierte der langjährige Dirigent der Liederhalle, Ludwig Baumann, einen Satz: „Grenzen der Menschheit". Der Festabend wurde mit „Christenglauben" von Spohn, dem Gründer des Liederkranzes, eingeleitet. Dann folgte „Die Allmacht" von Vincenz Lachner, den während seiner Karlsruher Tätigkeit freundschaftliche Beziehungen mit dem Liederkranz verbanden. Ferner standen noch Werke von Bruckner und moderne Chorsätze von Lißmann, Knöchel und Butz auf der Vortragsfolge. Chormeister Friedrich Linnebach hat mit den Sängern sich auf dieses Konzert äußerst gewissenhaft vorbereitet. Man darf die Schwierigkeit nicht verkennen, am gleichen Abend Spohn, Lachner und Bruckner, die uns Modernen etwas monoton anmuten, ebenso lebendig zu gestalten, wie Cassimir, Baumann, Knöchel und Butz. Friedrich Linnebach ließ durch feine Detailarbeit in allen Stimmen den Liederkranzchor wieder in der Fülle seines altbewährten Könnens glänzen.

Konzertmeister Paul Trautvetter spielte mit virtuoser Meisterschaft und einem satten, tragenden Ton Stücke von Brandis-Buys und Haydn. In Kammersängerin Clair Born-Wien lernte man eine Sopranistin mit einem weichen, nicht sonderlich großen Organ kennen. Sie sang mit kultiviertem Vortrag Lieder von Brahms, Beethoven, Schumann, Schubert und Wolf. Friedrich Linnebach war dabei ein feinfühlender Begleiter.

St.

Die Abenteuer eines Weltspions

17

Nachdruck verboten!

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten
ausgewählt von **Roggers Snowden**
Tagblattbibliothek, Steyrermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

„Ich weiß, daß Sie jetzt über mein Schicksal zu entscheiden haben," fuhr sie fort, „vielleicht kann ich Ihnen dabei sogar behilflich sein. Sie haben eine sehr schwierige Mission bekommen, aber für mich wäre es ein Kinderspiel, Ihnen alle Belege zu geben . . ., wollen Sie dafür auch mir helfen?"

„Was kann ich für Sie tun?" fragte ich.

„Ich will Ihnen alles gestehen," sagte sie mit fieberhaft zitternder Stimme. „Ich liebe einen Mann. Ich liebe ihn zum erstenmal in meinem Leben wirklich, das andere war ja alles Lüge. Dieser Mann ist ein Spanier, der vor einigen Monaten in sein Vaterland zurückkehren mußte, nach Murcia, und er verlangt nach mir. Ich könnte an seiner Seite ruhig leben, auf alles andere verzichten, auf diesen schrecklichen Beruf. Aber ich weiß auch, daß mich die Engländer verhaften lassen, wenn ich die italienische Grenze überschreite. . . ."

„Und was bieten Sie mir dafür?"

„Alles, wessen Sie für Ihren Auftrag bedürfen," sagte sie. „Ich werde es leichten Herzens tun, weil ich weiß, daß Sie davon nicht alles verwenden werden. Wir werden dem Lande, das wir beide lieben, nicht schaden, und wenn wir eine Anzahl von Schurken, die sich hier als Friedensstifter betätigen wollen und nur an ihren eigenen Vorteil denken, etwas bloßstellen, so ist das nur gerecht . . ."

Ich überlegte eine Weile.

„Wissen Sie, daß man Sie zum Tode verurteilt hat?" sagte ich dann leise.

Sie erzitterte, erwiderte aber mit ruhiger Stimme:

„Dies war vorauszusehen. Die Engländer spaßen in solchen Dingen nicht. Aber wenn ich in Spanien bin, kann ich mich meiner Haut wehren."

„Alles hängt davon ab, ob die Auskünfte auch wertvoll sind," schloß ich. „In diesem Falle könnte ich es versuchen, mit dem englischen Botschafter zu verhandeln oder vielmehr mit seinem zweiten Attaché, der ebenfalls dem „Intelligence Service" angehört und über gewisse Vollmachten verfügt. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: „Liefern Sie mir zuerst alle Dokumente aus, die Sie über die „blaue Gruppe" besitzen. Ich werde davon nur jene verwenden, die mir angemessen erscheinen, und Sie müssen mir auch die notwendigen mündlichen Aufschlüsse geben. Wenn meine Intervention erfolglos bleibt, erhalten Sie die Dokumente zurück und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als — Kollege, darüber zu schweigen. Aber ich hoffe, Erfolg zu haben."

Ich fühlte, wie sie sich dankbar an meinen Arm klammerte.

„Sie sind mein Freund!" flüsterte sie. „Ich werde gehorchen und ich werde stets an Sie denken."

Zwei Tage später war ich im Besitz aller Geheimnisse. Sie waren hinreichend schwerwiegend, aber ich wußte auch, daß ihre Auslieferung an England den Mittelmächten nicht schaden könnte. An einen Abfall Italiens war nicht zu denken, dafür hatte die englische und die französische Flotte gut vorgesorgt. Im Falle eines Separatfriedens wäre Italien auf immer ruiniert gewesen.

Auf der englischen Botschaft kostete es mich einige Mühe, einen Reisepaß für die Despina zu erwirken. Der Attaché Cr . . . gehörte zu ihren Feinden und war der Meinung, das Todesurteil müßte vollstreckt werden. Es war auch bereits alles vorbereitet, um die Spionin auf ein englisches Kriegsschiff zu bringen und sie dort hinrichten zu lassen. Aber als ich ihm einen Teil der mir ausgelieferten Dokumente vorlegte, wurde er anderer Meinung.

„Sie wird uns schließlich doch nicht entgehen," meinte er phlegmatisch. „Well . . ., ich will in London anfragen."

Die Antwort kam am nächsten Tage. Sie lautete bejahend, und eine Stunde später hatte die Despina ihren Reisepaß. Das war die Begnadigung. Ich selbst hatte sie ihr gebracht. Als ich mich von ihr verabschiedete, fiel sie mir mit Tränen in den Augen um den Hals.

„Mein Retter!" flüsterte sie.

„Nicht doch, Madame, ein Kompagnon bloß, der sich für einen geleisteten Dienst erkenntlich zeigt. Leben Sie wohl und hüten Sie sich vor den Engländern!"

Ich ahnte damals nicht, daß ich sie zwei Jahre später wiedersehen sollte . . ., unter den seltsamsten Umständen . . . und kurz vor ihrem tragischen Tode.

Sehr interessant dagegen waren die Enthüllungen der Despina über die sogenannte „blaue Gruppe". Es war jene Geheimorganisation, die sich im Schatten des Vatikans konstituiert hatte, allerdings ohne Vorwissen des Papstes und seiner engeren Berater. Der Führer der Gruppe war der bayerische Nunzius P., und er war nach den vorliegenden Dokumenten auch der einzige Ehrenmann der Bande, aber zugleich das Opfer seiner Leichtgläubigkeit und seines Patriotismus. Das Ziel des Nunzius P. war, Italien zu einem Separatfrieden zu bewegen, dessen Kosten natürlich Oesterreich bestritten hätte. Die anderen Mitglieder der Gruppe waren durchweg Leute, die sich als Pazifisten gebärdeten, aber nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren. Ich kopierte mir die Liste dieser Bande. Es befanden sich darunter sechs Italiener, die sich später als verbissene Patrioten und Faschisten betätigten, außerdem zwei Franzosen, ein Schweizer, zwei Holländer.

Aus den Mitteilungen der Despina ging hervor, daß die deutsche Regierung von manchen Mitgliedern dieser Bande in der schamlosesten Art ausgebeutet wurde. Dazu gehörte ein übelbeleumundeter Publizist verschwommener Nationalität, der vor dem Kriege in der österreichischen Botschaft in Rom angestellt war und sich bei Kriegsausbruch nach dem Tessin geflüchtet hatte. Er hatte sich erbötig gemacht, die italienische Presse zu bestechen, und hatte für diesen Zweck von Deutschland allmählich zehn Millionen Mark — die Mark stand damals auf pari — erhalten. Die Blätter gingen aber leer aus, denn dieser Ehrenmann hatte die zehn Millionen für sich behalten. Er lebt heute noch in der Schweiz als hochangesehener Rentner.

Der große Börsenschwindel nach der Seeschlacht

Ich habe über die wundervolle Organisation von Downing Street bereits berichtet. Der englische Geheimdienst hatte in der ganzen Welt seine Verästelungen, selbst in Städten, deren Bedeutung für England man gar nicht begreifen konnte.

Es war gleichsam ein gigantisches Spinnennetz, in dessen Mitte Downing Street lauerte. Nichts in der Welt, was einigermaßen in militärischer, politischer und finanzieller Hinsicht wichtig war, entging diesem großartigen Späherblick. Das Auge von Downing Street war wie jenes der Fliegen, mit vielen Facetten, die es möglich machten, gleichzeitig nach vielen Richtungen zu blicken.

Eine der Facetten, die dieses Auge zusammensetzten, war die „rote Amy". Wer war diese Spionin, von der man in unseren Kreisen nur zu flüstern wagte? Ich hatte von ihr schon seit einigen Jahren gehört, zu einer Zeit, da ich noch dem deutschen Geheimdienst angehörte. Aber ich hatte sie nie gesehen. Trotzdem war ihr Ruf ein unglaublich großer. Downing Street war ängstlich bemüht, dieser geheimnisvollen Frau ihren Nimbus zu wahren.

Ich war da und dort auf ihre Spuren gestoßen. Der Widerstand eines sehr großen französischen Finanzmannes gegen die englischen Pläne war in unglaublich kurzer Zeit gebrochen worden dank der roten Amy. Ein französischer Diplomat, hoher Funktionär des Quai d'Orsay, glücklich verheiratet und Vater zweier reizender Töchter, hatte nach zwei Stelldicheins mit der roten Amy ihr vorgeschlagen, seine Frau zu verlassen und ihr nach England zu folgen. Ich hatte diesem ängstlich verhelten Skandal, der sich im zweiten Kriegsjahr ereignete, in Paris nachgespürt und hatte dabei manches über die rätselhafte Frau erfahren.

Die rote Amy war nach den einen eine Irländerin, nach den anderen die Tochter eines Oesterreichers, der eine Schwedin geheiratet hatte und in London etwa zehn Jahre vor Kriegsausbruch gestorben war. Amy wurde in einem vornehmen Pensionat in Kensington erzogen, ließ sich aber im Alter von sechzehn Jahren von einem englischen Offizier entführen, der nach Konstantinopel bestellt war. Er hatte seine Geliebte in einem verborgenen Pavillon in Pera untergebracht. Sie benützte ihre Mußestunden, um Türkisch und Griechisch zu lernen, außerdem sprach sie neben Englisch in vollendeter Art auch Französisch, Deutsch, Schwedisch und Italienisch. Amy blieb nur zwei Jahre in Pera. Der Offizier wurde eines Nachts auf der Straße überfallen und sehr schwer verwundet. Amy verschwand in einen Harem, dessen Gebieter einer der bekanntesten Jungtürken war, der in der Folge alle Favoritinnen verstieß und nur Amy behielt. Trotzdem das englische Konsulat in Konstantinopel eine eigene Gerichtsbarkeit usübte, wagte man gegen den Türken nicht vorzugehen. Amy flüchtete selbst. Die Affäre wurde unterdrückt.

(Fortsetzung folgt.)